№. 36. Schlesische 1842.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 1. September.

Warum?

Ich bin so oft den ganzen Tag
Verdrießlich und fast stumm,
Und wenn ein Freund mich d'rum befragt,
So weiß ich nicht warum.

Es kömmt manch' dummer Tropf als Rath
In das Collegium,
Und wenn er immer Ja nur spricht,
So weiß man gleich warum.

Herr X. ist ein sehr reicher Mann,
Doch ganz entsetzlich dumm;
Bückt sich so Mancher tief vor ihm,
So weiß man schon warum.

Amanda zog so manchen Mann
Beim Näschen nur herum,
Drum blieb am End' sie unvermählt,
Und weiß recht gut warum.

Für üble Laune ist der Wein
Ein gut Remedium,
Dreht sich zuletzt mit uns die Welt,
So weiß man doch warum.

Und gähnt bei einem schlechten Stück
Das ganze Publikum;
Braucht der Verfasser wohl nicht erst
Zu fragen noch: warum?

Dem Arzte bleibt des Kranken Pein
Sehr oft ein Dubium,
Und wenn dann dieser sterben muß,
Weiß jener nur warum.

Bekanntlich trinkt Herr Nimmersatt
Alltäglich ein Quart Rum;
Die Nase ist ihm feuerroth,
Doch keiner frägt warum.

Es wünscht Herr Z. sein böses Weib
Längst in's Elisium,
Und wenn an ihrem Grab er lacht,
Frägt Keiner wohl warum.

Den Künstler führt zu Ehr' und Ruhm
Nur ernstes Studium,
Doch Mancher auch erlanget Ruf
Und Keiner weiß warum.

Und ruft Ihr eh' mein Lied zu End'
Mir zu: Silentium!
Und sprecht: für uns war es zu gut,
Weiß ich es schon, warum.

Die Belagerung von Breslau.

(Beschluß.)

Der Hauptmann ging. Er wünschte sich in das Gewühl der Schlacht und meinte, es müsse unter dem Donner der Kanonen, im dichtesten Kugelregen, ihm wohler sein, als in der Stille dieser peinvollen Nacht, deren Stunden im ruhelosen Nachsinnen über manche Pläne und Vorsätze ihm langsam genug und doch auch wieder allzu schnell vorüber schwanden. — Mit dem frühesten Morgen ward ihm die Kunde, der Pater Fabrizius sei nicht im Kloster gefunden, sondern abwesend — vermuthlich im östreichischen Lager. Eine Wache war im Kloster zurückgeblieben, welche jeden Verkehr mit der Stadt streng verwehrte.

Es war um einige Stunden später, als Bülow, trüb und düster, hinüber schritt nach der Wohnung des Bürgermeisters. Ihm stockte der Athem in der Brust, als er die Thür öffnete und der helle Klingelzug den Besuch durch die weite Stille des Hauses ankündigte. Er weilte im unteren Hausraum und stand plötzlich vor Marie, welche, die Stiege von des Vaters Zimmer herab kommend, ihm mit sichtlichem Erbangen entgegen trat. Sie sah verweint und leidend aus, denn sie war sich der Ahnung dessen, was vorging immer deutlicher bewußt geworden. Des Vaters geheimnißvolles Treiben in den letzten Tagen, sein sonderbar gespanntes Wesen, Bülow's dunkle Worte waren schwer auf ihre Seele gefallen. Traurige und schreckenvolle Vorstellungen hatten sich ihrer Einbildungskraft bemächtigt und auch von ihrem Lager in der verwichenen Nacht den Schlummer verscheucht.

„Ich wünsche" — sagte Bülow mit fast tonloser Stimme und des Mädchens Hand ergreifend — „Deinen Vater zu sprechen; wo finde ich ihn?" — „In seinem Zimmer!" antwortete Marie auf die Thür zeigend; „aber — o Gott im Himmel! — Bülow, was ist Dir — was geht vor — was willst Du bei dem Vater?" —

„Ich komme im Auftrage des Generals!" war seine Antwort; dann, sie näher an sich ziehend, sprach er leise: „Marie, theures Mädchen, fasse Dich! Was auch kommen möge, vertraue mir und halte fest an Liebe und Glauben!" — Mit diesen Worten hinweg eilend, stand er nach wenigen Augenblicken im Gemach des Bürgermeisters, welcher am Schreibtisch saß, und bei des Hauptmanns Eintritt nicht ohne Ueberraschung sich erhob und ihm entgegen schritt.

„Ich komme" — sprach dieser ihn ernst grüßend — „im Auftrag des Kommandanten, und soll Sie, Herr Bürgermeister, um 10 Uhr heute Vormittag zu ihm bescheiden." — „Ich werde mich einfinden!" war die Antwort. „Haben der Herr Hauptmann," sagte er, als dieser zögernd stand, „mir sonst noch etwas zu sagen?" Bülow aber erwiederte langsam und mit scharf auf ihn geheftetem Blick: „Wo wohnen denn, Herr Bürgermeister, die beiden Gilde-Aeltesten Mittmann und Siebers? Auch an diese habe ich Aufträge, und der Schwertfeger Hergaß, wohnt er nicht bei St. Elisabeth? Ich muß mir meine Klinge bei dem Manne schleifen lassen. Es soll ja wie in einem Zeughause bei ihm aussehen; da wird man wohl noch andere Waffen haben können!" Behrend ward immer bleicher, so wie diese Fragen auf einander folgten, und behielt kaum Fassung genug, um sie zu beantworten. Aber der Hauptmann schaute ihn unverwandt und durchdringend an, und schritt dann, ihn zum Abschied grüßend, aus dem Zimmer. Kaum war er entfernt, als Behrend, von der Ahnung

durchschauert, daß seine Absichten entdeckt seien, hinweg und auf Umwegen nach dem Cisterzienser-Kloster eilte, mit dem Pater Fabrizius sich zu berathen. Die Wache wies ihn am Eingang zurück und seine Ahnung ward zur Gewißheit. Noch war der Schlag der neunten Stunde nicht ertönt, als Behrend, ein Paket Schriften in der Hand, im Vorgemach des Kommandanten stand, und in Erwartung der Audienz den goldenen Stockknopf in verlegener Haltung zwischen den Fingern drehte. Endlich öffneten sich die Thüren des Arbeitszimmers. Der ernste Befehlshaber saß am Schreibtisch, noch beschäftigt, mehrere vor ihm liegende Papiere zu unterzeichnen. Adjutanten standen im Hintergrunde, unter ihnen der Hauptmann v. Bülow.

„Meine Herren!“ sprach mit gebietender Stimme der Heerführer; „ich bitte mich allein zu lassen. Doch Sie, Hauptmann Bülow, bleiben!“ — Die Andern gingen. — „Ahnen Sie, Herr Bürgermeister!“ sprach er dann, sich zu diesem wendend, und auf das Papier zeigend, das er in der linken Hand hielt — „was ich hier unterzeichnet habe? — Ich will es Ihnen vorlesen:

„Ein preisliches Kommandantur-Gericht wird sogleich die Untersuchung gegen den von mir wegen Hochverrath arretirten Bürgermeister Behrend und die Gilde-Aeltesten Mittmann und Siebers öffnen; es wird sogleich Kriegsrecht über sie gehalten und dasselbe mir binnen drei Stunden zur Bestätigung vorgelegt. Zugleich ist ein Kommando zu bestellen, um sofort die Execution zu vollziehen.“

Da sank der Unglückliche erbleichend zusammen und stammelte voll Angst: „Ich flehe um Nachsicht! Ich kam, diese Papiere, die aus dem feindlichen Lager mir durch meinen Beichtvater gebracht wurden, in Ihre Hand zu legen. Daß ich es früher nicht gethan, ist ein Vergehen, welches ich sehr bereue. Ich ward verleitet, einzig nur durch Gründe des Gewissens, der Religion! Erbarmen!“ — „Ich weiß!“ entgegnete um Vieles milder der General; „der Vogel ist uns ausgeflogen; Ihr solltet ihm zum Werkzeug dienen. Sein Glück ist's, Herr, daß Er um eine Stunde früher kam, als ich ihn herbestellte. That Er es nicht, so möcht' Er leicht noch heute auf den Sand haben knieen müssen. So mag er mit dem Schreck davon kommen“ — er zerriß den Befehl — „und mit einer gelinderen Strafe, die wahrlich eher Belohnung genannt zu werden verdiente. Der Ehrenmann da, dem allein Er seine Lebensrettung dankt, der bekommt seine Tochter, die er seit langem liebt, zur Frau. Und nun Adieu, Herr Bürgermeister! Für die Ruhe der Stadt haftet Sein Kopf! — Sie, Hauptmann Bülow, begleiten jetzt den Bürgermeister zu Ihrer Braut, doch bleiben sie nicht allzulange, denn ich bedarf Ihrer!“

Schon eine geraume Zeit waren beide schweigend neben einander hergeschritten. Endlich auf das leere Stübchen des Rathskellers deutend, sprach der Hauptmann: „Sie sind erschöpft, Herr Bürgermeister! Lassen Sie uns einige Augenblicke hier eintreten, auf daß Sie sich erholen mögen!“ — Es geschah. Kaum aber waren sie eingetreten, als Behrend bewegt des Hauptmanns Hand ergriff und sagte: „Sie haben viel an mir gethan, Herr Hauptmann, viel mehr, als ich erwarten konnte und — ich will es nicht verhehlen — um Sie verdient habe; wie vergelt' ich das?“ —

„Es ist vergolten,“ erwiederte sehr ernst der Hauptmann; „denn es ist gelungen. Doch bin ich wohl von Ihnen nicht genug gekannt, um nicht dem Schein, als habe mich der Eigennutz geleitet, in Ihren Augen blos gestellt zu sein, und darum ist es nöthig, uns zu

verständigen. In dieser Absicht nur bin ich, auf das Geheiß des Kommandanten, Ihnen gefolgt. Sie gaben ihm, von den Umständen veranlaßt und vom Augenblick bedrängt, eine Zusage, die mich betrifft. Ich führte Sie hierher, nicht um die Bestätigung jenes Wortes von Ihnen zu empfangen, sondern — um es Ihnen zurückzugeben! Nicht der gefahrvollen Lage" — fuhr er mit erhöhter Stimme fort — „worin eine unvorsichtige Handlung Sie gebracht, noch der Entschließung, welche das Wort des Machthabers Ihnen abdrang, kann ich mein Lebensglück verdanken, und nur dann darf ich Marien's Hand empfangen, wenn Marien's Vater, aus freier Regung seines Herzens, sie in die meine legt!" — „O edler Mann!" rief Behrend tief gerührt; „Sie haben zwiefach über mich gesiegt! Empfangen Sie des Mädchens Hand — und meinen Vatersegen, wenn dieser" — setzte er leise und weggewendet hinzu — „anders noch Werth für Sie hat!" — Bülow beseitigte den Zweifel mit einer herzlichen Umarmung. — Bald standen Beide vor Marien, die, halb erstaunt, halb ängstlich, nicht wußte, ob sie wache oder träume. Aber Bülow zog sie jubelnd an sein Herz und rief: „Nun bist Du mein und es ist Alles gut! Glaube und Liebe haben uns Wort gehalten!"

„Und die Freundschaft ist auch nicht weit!" kicherte eine bekannte Stimme dicht neben ihnen; es war Graf Thürheim, der, einiges von dem Vorgang erfahrend, das Meiste aber ahnend, den Erfolg errathen hatte, und schon ein Weilchen an der Thürspalte lauschend ein Zeuge des Vereins gewesen war. „Sie möchte sich mit Euch freuen, Ihr Glücklichen! — Schöne Marie!" sprach er dann, sich sofort zu dieser wendend: „Sie feiern mitten in der belagerten Stadt das glänzendste Siegesfest, und haben sich das bravste Herz aus Friedrichs Heer erobert, das doch der Braven bekanntlich nicht wenige zählt!"

Da dröhnte ein Kanonenschuß aus dem östreichischen Lager herüber und donnerte in langverhallendem Getöse nach; und wie aus unzähligen Feuerschlünden folgten Schlag auf Schlag mehrere, daß die Luft erzitterte und die Erde in ihren Grundfesten zu beben schien. Marie schrak erbleichend zusammen, der Vater faltete still betend die Hände. Der Hauptmann aber legte in ernster Fassung die Geliebte an des Vaters Brust und sprach: „Ich darf nicht weilen. Eilt, Euch zu bergen, mich ruft der Dienst. Wir sehen mit Gottes Hülfe einander fröhlich wieder!" — Dann noch einen Kuß auf des Mädchens Lippen drückend, floh er hinaus, vergebens von der Angst der Liebenden beschworen. Auch Graf Thürheim eilte zu seinen Leuten.

Bülow schritt muthig durch die schnell verödeten Straßen. Ueber und neben ihm sausten die Granaten, welche der Feind aus den Wurf-Batterien an der Nikolaus-Vorstadt herüber sandte; sie schlugen rechts und links in die Häuser, daß Gebälk und Mauern krachend zusammen brachen und den Eilenden oft mit Schutt und Trümmern überstreuten. Bülow bemerkte es kaum, denn er trug zwei Seligkeiten in der Brust, die der Liebe und des Bewußtseins treuerfüllter Pflicht. Er langte ungefährdet bei dem Kommandanten an.

„Sind sie schon wieder da, mein wackerer Bülow?" sprach der General mit ungewohnter Freundlichkeit; „nun, das ist wahr, Sie lassen niemals auf sich warten, wo es die Pflicht gilt! Hören Sie doch, welch' eine Freudensalve die Herren Oestreicher Ihnen da herüber schicken; die wissen schon, wie es zur Verlobung eines wackern Soldaten sich am Besten schickt. Wir aber wollen sie gewähren lassen; denn" — setzte er, die Hand vertraulich auf

des Hauptmanns Achsel legend, hinzu — „mir ward Kunde, daß Prinz Heinrich naht!“ — Und so war es auch. Zwar donnerten die Feuerschlünde noch manche Stunde Verheerung sendend herüber, und mancher herrliche Bau, manche glückliche Hütte sanken, ein Raub der Zerstörung, in Asche, während immer von Neuem die kaum gedämpften Flammen an andern Orten wieder aufschlugen. Doch die Angst wandelte sich in Freude, als am folgenden Tage Alles ruhig blieb und endlich die Nachricht sich verbreitete: Laudon habe, von Prinz Heinrichs Eilmärschen bedroht, die Belagerung aufgehoben und sei mit seinem Heere im Abzuge. Bülow aber eilte in der ersten Minute, welche der Dienst ihm frei ließ, zu der Braut, die er betend vor dem Bilde der Gottesmutter fand, sie mit der Freudenbotschaft zu überraschen.

Hoffmann hatte die Begünstigung erhalten, in den Reihen des Regiments von Tauenzien fechten zu dürfen. Er ward als Unteroffizier einrangirt und hielt fortan sich wacker. Im nächsten Treffen ward er verwundet, und da er nach seiner Genesung zum ferneren Kriegsdienst nicht mehr tauglich war, kaufte er ein kleines Gut und verband sich bald darauf mit seiner Katharina, von Bülow's und Marien's Güte freigebig ausgestattet.

Sonst und Jetzt.

Sonst wollten Alle: arme Sünder
Jetzt wollen Alle: Herren sein.
Sonst lehrten Eltern ihre Kinder,
Jetzt wollen Kinder Lehrer sein.
Und was unmöglich einst geschienen,
Erfordert jetzt geringe Kunst.
Man braucht statt Menschen nur — Maschinen,
Sie zu beleben — blauen Dunst.

Die Schlacht bei Lützen im Jahre 1813.

(Fortsetzung.)

Marie, die Tochter des Pfarrers zu D., hatte eben das Fenster ihres Kämmerleins geöffnet und in den lachenden Frühlingsmorgen fromm hinausgeschaut, als ihre Freundin Amalie v. R. auf die Pfarre kam, sie zu einem Spaziergange abzuholen.

„Da wollen wir aber auch meinen Bruder mit nehmen, ich gehe auf des Vaters Stube, ihn zu rufen!“ sagte Marie, und eilte Ferdinand zu holen, der auch kaum gehört hatte, daß Amalie unten sei, als er, so schnell es sein verwundeter Arm erlaubte, sich zum Gehen anschickte und noch an der Binde knüpfend die Treppe herabsprang. Der alte Pfarrer schaute mit recht inniger Freude durch das Fenster, als die beiden Mädchen mit Ferdinand über den Hof gingen, und besonders freute er sich über den schmucken Burschen selbst, der in der schwarzen Husarenuniform gar stattlich einherschritt, und den Arm so stolz im Bande trug, als ob es ein Adlerorden wäre. Die sanften blauen Augen, und das jugendliche blühende Gesicht, mit dem kleinen schwarzen Unteroffizierbärtchen stachen recht seltsam von dem fürchterlichen Todtenkopfe ab, der vom Czako heruntergrinzte. Der Pfarrer konnte sich jetzt immer nicht satt sehen an seinem Ferdinand, und wußte ihn kaum mit dem lustigen Berliner Studenten, der er noch vor sechs Wochen gewesen war, in Eine Person zu bringen; der Junge hatte überhaupt jetzt schon so ein ernstes Ansehen bekommen, daß das etwas schief sitzende Czako nur mit Mühe in dem schwarzen Krieger auch den muntern zeigte. Auf der Universität hatte Ferdinand freilich so allerlei angestellt, was den Vater besorgt gemacht hatte für die Zukunft, denn er war

dort in einem Orden gewesen, hatte sich fast wöchentlich geschlagen und den dritten oder vierten Theil jedes halben Jahres auf dem Universitätgebäude in einem besonderen Zimmerchen zugebracht; aber dann tröstete den alten Herrn der Gedanke an seine eigene akademische Laufbahn, und mehr noch als das die wiederholten Worte Malchens:

„Ferdinand, lieber Vater, macht gewiß nie, nie einen schlechten Streich, auch nicht den kleinsten, für Den stehe ich ein!“ —

Da dachte der Pfarrer denn, einer guten Frau ist kein Ding unmöglich, sie kann Alles, folglich auch einen Mann in Ordnung bringen und halten, und so wird es schon gehen.

Ferdinand aber und Malchen waren von der Frau v. R. und der seligen Pfarrerin, die wahre Herzensfreundinnen gewesen waren, schon als Kinder ein für allemal für einander bestimmt, so wie Wilhelm v. R. und Marie es waren. Die Herzen der Kinder stimmten ganz mit dem Willen der Eltern überein, Ferdinand und Malchen waren sich von ganzer Seele gut, und auch Wilhelm und Marie liebten sich über Alles. Wilhelm war, seiner Neigung gemäß, Soldat geworden, und Ferdinand hatte in Berlin Theologie studirt, um seinem Vater im Amte zu folgen, damit, wenn Wilhelm einst das Gut übernähme, Alles fein beisammen bliebe; jetzt aber war er dem Aufrufe seines Königs gefolgt und hatte zur Bekämpfung des allgemeinen Feindes die Waffen ergriffen. Als schwarzer Husar wohnte er dem ersten Treffen bei, das geliefert wurde, und hatte das Unglück, verwundet zu werden.

Es war ein wunderschöner Morgen, der Himmel lächelte in seiner Vergißmeinnichtfarbe hold und mild herab, und Marie, die hinter den andern Beiden zurückgeblieben war, faltete voll frommen Vertrauens ihre Hände und betete für des fernen Geliebten Wohl; sie wollte hiedurch ihrem, heute mehr als je, beklemmten Herzen Luft machen. Da nahm sie Wilhelms Bild, das sie an einem feuerfarbenen Bande stets auf dem Herzen trug, und konnte sich beim Anblicke derselben der Thränen nicht enthalten. Das Bild blickte lieb und freundlich, dabei aber so wehmüthig, sie an, daß der Schmerz, von dem Geliebten des Herzens getrennt zu sein, immer größer wurde, und ihre Thränen immer stärker flossen, so daß sie bald durch ihr lautes Schluchzen Ferdinand und Amalie aus ihren Träumen weckte.

„O, meine liebe, liebe Marie,“ sagte Amalie tröstend, „weine nicht, vertraue auf Gott; der von Ferdinand's Haupte den tödtlichen Streich abgehalten hat, wird auch Deinen Wilhelm schützen; Du gutes frommes Kind, wirst ihn gewiß nicht verlieren!“ —

„Ach, mir ist nur heute so angst, ich weiß nicht warum, mein ganzes Herz ist so unendlich beklommen! ob Wilhelm wohl noch so den lieben blauen Himmel schaut, als wir? — ach Gott! — wer weiß, ob ich ihn nicht schon verloren habe?“ —

„Ei, Schwesterchen, sei stark und muthig!“ sagte der Husar, „Du hast ja ehegestern erst einen Brief aus Leipzig erhalten, der kaum zwei Tage alt war, und in fünf Tagen ist gewiß nichts Sonderliches vorgefallen. Gibt's auch einmal etwas Heißes, so denk' doch nur: alle Kugeln treffen nicht. Mein Arm ist bald ganz geheilt, dann gehe ich auch wieder zu meinem Regimente; wie soll ich denn aber mit frohem und frischem Muthe scheiden, wenn Ihr so trostlos seid daheim?“ —

„O, lieber Ferdinand, Du kannst noch lange nicht wieder fort! Benutze doch die Pflege noch, Die Du zu Hause hast, denn es wird draußen wieder schlimmer mit Dir, so möchtest Du der zarten Sorgfalt Deiner Schwester wohl entbehren!“

„Mein liebes Malchen,“ sagte Ferdinand, das Mädchen mit dem linken Arme an seine Brust drückend, „Du weißt, wie lieb ich Dich, wie lieb ich meinen Vater und Marie habe, doch wär's Verrath an König und Vaterland, wenn ich nur einen Augenblick länger bliebe, als es die Wunde nöthig macht. Der starken Arme ist jetzt Noth, und je frischer und muthiger wir uns an das große Werk machen, desto eher und schneller ist es ganz zu Tage gefördert, und ungestört bleibe ich dann bei Euch, als freier Mann, in freier Hütte, an des treuen Weibes Seite lebend!“

„Wir Mädchen haben auch gewiß Gefühl, für die Freiheit unseres Vaterlandes, und lieben unsern König wohl so gut als Ihr, doch an das blutige Kriegshandwerk können wir nun schon so kalt nicht denken, und wollen diese Ueberlegenheit Euch Männern auch gar nicht streitig machen; doch glaub' es nur, daß es für unser liebend Herz ein recht großer, bitterer Schmerz, ja! eine wahre Todesangst ist, wenn wir den Geliebten draußen im Getümmel wissen!

„Ach wohl, ja wohl!“ setzte Marie hinzu, „wir denken Tag und Nacht an Euch, und wagen gar nicht, uns recht lebhaft vorzustellen, daß ihr um Tod und Leben wüthend kämpft, uneingedenk des Todesschmerzes Eurer armen Mädchen.“

„Du thust uns Unrecht meine Marie, glaube ja nicht, daß wir über unsers Vaterlandes Wohl das Eure je vergessen; sieh, das ist ja eben mein Vaterland, darum nenne ich es ja eben so mit Stolz mein liebes deutsches Land, weil es ein reines Herz mir in sich hält, das mit der wärmsten Liebe für mich schlägt, und weil die Lieben alle, die ich auf Erden habe, darin wohnen. Mein Vaterland und meine Liebe zu Euch Theuren hängt so genau zusammen, daß ich des Einen nicht gedenken kann, ohne für das Andere zugleich zu entbrennen; und der Gedanke, daß ein liebes, gutes frommes Mädchenherz für uns zum Himmel fleht, erhebt und stärkt uns mehr, denn unser eigenes Beten, weil Ihr doch einmal viel besser bitten könnt. Ja das glaube ich gewiß! Sieh, wie Dein Bruder, wie mein Vater und wie ich, Euch niemals etwas verweigern konnten, und wie Ihr immer eigentlich das Regiment geführt, nach rechter, wahrer Mädchenart, mit einem lieben Wort und einem zarten Blick, so mein' ich, kann auch der liebe Gott dem engelreinen Mädchen, das ihn bittet, nichts verweigern. Denkt auch nur nicht, daß in des Kampfes heißem Toben wir um Siegeslust, oder gar um schnöde Ehre Eurer nicht gedenken! — Als ich bei Leizkau zum Flankiren vorritt, da dachte ich: „lieber Gott, stärke und erhalten mich!“ — und wie ich das so dachte, da stand Dein Bild, Amalie, so dicht und so lebendig mir vor der Seele, daß ich zu Gott betend Deiner mit rechter Innigkeit gedachte. Es gilt für mein lieb Malchen und für's Vaterland! rief ich mir zu, und sprengte nun frisch auf die Flankeurlinie ein, die vor dem Dorfe sich formirt hatte. Der Erste, auf den ich traf, war ein Husarenoffizier, der keck und muthig mir entgegen trabte; er wollte nach französischer Art recht fein und zierlich mit mir anbinden, allein dazu schien es mir doch nicht Zeit, und ich winkte lieber so schnell als möglich ihm Eins in die Faust, daß er den Säbel fallen ließ und nun sein Pferd rasch herumwarf, um hinter seine Linie zu kommen. Den hohen Schimmel, den er ritt, hätte ich blitzgern gehabt, darum setzte ich munter nach und saß meinem Manne schon hageldicht auf dem Nacken, da tönte hinter mir ein „arretez, prussien!“ — und ehe ich es mir versah, hatte ich den Hieb in der Schulter. Zum Glück kam unser Lieutenant, ein muthiger, wackerer Junge, eben angesprengt

und reichte dem Husaren den verdienten Lohn, ich aber ritt zurück, ließ mich verbinden und war recht sehr erfreut, als mir Dein Onkel, Malchen sagte, daß ich zu Hause reiten und Euch alle grüßen sollte, doch ja nicht länger bleiben, als die Wunde es erfordere. Sieh, liebe Marie, so denkt unser guter Wilhelm auch Dein auf's Zärtlichste, wenn er seine Füseliere in's Feuer führt, wie ich an mein lieb Malchen dachte —"

„Und doch konntest Du, um des Franzosen hohen Schimmel zu erhaschen, so blind Dich hineinwagen? — Ferdinand, Ferdinand, das wirst Du, wenn wir scheiden, mir versprechen, ganz gewiß versprechen, an ein schön Beutepferd Dein Leben nimmermehr zu setzen!"

„Das war so eine Raserei, in der man sich selbst gar nicht kennt, und habe ich mehrmals erst die Schule durchgemacht, dann soll es schon kälter mit mir werden." Durch des Bruders Erzählung war Marie um Vieles heiterer geworden, und scherzte schon mit Malchen darüber, daß Beide, Ferdinand und Wilhelm, für die viele Angst, die sie jetzt ihren Mädchen machten, einst recht derb gezüchtigt werden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Altdeutsche Regeln der Landwirthschaft.

September.

Wie der September, so der künftige März. Auf warmen Herbst folgt meinst langer Nachwinter. Septemberregen für Saat und Reben dem Bauer gelegen. Wenn's am 1. September schön ist, soll's den ganzen Monat gut Wetter bleiben. Was der August nicht kocht, wird der September nicht braten. Wie der Hirsch in die Brunst tritt, so tritt er wieder heraus. Ist der Herbst warm, hell und klar, so ist ein fruchtbares Jahr zu hoffen. Mariä Geburt (am 8.) gänga die Schwalben furt. So viel Reif und Schnee vor Michaeli, so viel nach Walpurgis. Trockener Michael und Gallus (am 29. und 30.) deuten trockenes Frühjahr an. Wenn's viel Eicheln giebt, fällt um Weihnachten viel Schnee.

Denkmal

der Liebe und Dankbarkeit, gewidmet der am 20. August 1842 in einem Alter von 48 Jahren 11 Monaten selig entschlafenen edlen Gattin, des Rittergutsbesitzers und Erb- und Gerichtsscholzen Herrn Zimmer zu Quolsdorf, Frau

Johanne Eleonore, geb. Demuth.

Sie ist nicht mehr, die Zierde edler Frauen,
Die brave Gattin, innig, heißgeliebt,
Die Mutter, die, der Kinder Glück zu bauen,
Stets ihre Pflichten wahrhaft treu geübt.
Sie ist nicht mehr, die Helferin der Armen,
Bekannt durch ihre Milde, ihr Erbarmen.

Ja, Wahrheit ist's, mein Herz dringt's mich zu sagen:
Sie hat im Stillen hier viel Gut's gethan,
Die man so früh zur stillen Gruft getragen,
Und allzufrüh beschloß sie ihre Bahn!
Drum folget ihr der Liebe Dank und Sehnen,
Drum fließen ihr so viele heiße Thränen!

O Gott und Vater, dunkel ist dein Walten! —
Warum denn traf der Tod dies edle Herz?! —
Ach, konntest Du sie länger nicht erhalten? —
So fragt die Liebe, kraft der bittre Schmerz,
Und keine Antwort tönt von jenen Höhen,
Umsonst sind unsre Fragen, unser Flehen.

Doch — Gatte, Kinder, die Ihr noch hienieden
Durchwallt des Erdenlebens rauhe Bahn,
Wißt, die Geliebte lebt im süßen Frieden,
Und — „Was der Herr thut, das ist wohlgethan!" —
Sie, die so treu Euch liebte hier im Leben,
Wird segnend nun als Schutzgeist Euch umschweben.

Dir aber, Theure! die wir heiß beweinen,
Dir weih' auch ich des Herzens reinsten Dank;
Du hast Dich mir, Du hast Dich all' den Meinen
Bewährt als Freundin viele Jahre lang. —
Was Du uns war'st, was wir in Dir besessen,
Das werden unsre Herzen nie vergessen.

Tschampel, Schullehrer
in Quolsdorf.